

Binnenkirchlich lebe ich seit drei Wochen im Oster-Paradox. Der Schriftsteller und Priester Lothar Zenetti (1926 – 2019) hat es in seinem „Lied am Grabe“ so ausgedrückt: „Einen sah ich sterbend in das Leben gehn, / und ihm will ich glauben, dass wir auferstehn.“ Wenn man sich auf dieses Paradox einlässt, ändert sich die Lebensperspektive, weil der Tod nicht mehr Endpunkt sondern Anfang von etwas Neuem wird. In unserem menschlichen Erleben bleiben wir meistens beim Endpunkt stehen: Mit dem Tod ist alles aus. Den Tod als Anfang sieht nur der, dem es gelingt, Vertrauen in ein Gott geschenktes Leben zu entwickeln. Traue ich dem Paradox, dass aus dem Tod neues Leben sprießt? Noch vier Wochen thematisieren die Texte der Gottesdienste dieses Paradox. Und dann nach Pfingsten an jedem Sonntag, weil jeder Sonntag an Ostern erinnert. Auf dieses Osterparadox lasse ich mich ein.

In unserer Gesellschaft ist ein anderes Paradox verblasst. Aus der ersten Zeit der Coronapandemie ist uns das Präventionsparadox bestens vertraut. Durch umfängliche und gezielte Vorbeugungsarbeit konnten wir die schlimmsten Auswirkungen des Coronavirus verhindern. Mittlerweile haben wir durch die Varianten und Subvarianten des Virus, durch die Tests, Impfungen und Genesungen eine neue Situation, so dass die drakonischen Präventionsmaßnahmen von einst wieder nicht mehr notwendig sind. Und doch bleibt eine unberechenbare Gefahr der Ansteckung und eines möglich schweren Krankheitsverlaufs, so dass einfache Schutzmaßnahmen wie Masketragen und Abstandhalten weiterhin sinnvoll sind.

Weltweit gesehen, taucht seit kurzem aus den Untiefen der Geschichte ein uraltes Paradox auf: Vor dem Hintergrund des Angriffskriegs Russlands hört man jetzt wieder öfter und lauter das Friedens- bzw. Kriegsparadox aus der Antike: „si vis pacem, para bellum – Willst du Frieden, rüste zum Krieg!“ Es klingt so einleuchtend, dass man ihm am liebsten folgen möchte. Nur zeigt der Blick in die Geschichte, dass Aufrüstung noch nie zum Frieden, sondern immer zum Einsatz der Waffen geführt hat. Es gibt jedoch ein Wort, das ich das Kriegspräventionsparadox nenne. Ihm kann ich voll und ganz zustimmen. Es stammt vom deutschen Philosophen Walter Benjamin (1892 – 1940): „Wenn du Frieden willst, rede vom Krieg.“ Vor dem Hintergrund des unkontrollierten, industriellen Massentötens von Soldaten im Ersten Weltkrieg ist Benjamin Walter davon überzeugt, dass über den Krieg gesprochen werden muss. Er darf nicht verdrängt oder tabuisiert werden, weil man von seinen Grausamkeiten nichts wissen will. Ohne Heroisierung oder Verherrlichung muss über den Krieg geredet werden. Den schwierigen Fragen, wozu Waffen gut sind und wie mit einem Aggressor umzugehen ist, muss man sich stellen – am besten zu Friedenszeiten, wenn man Ruhe und Muße hat. Das so logisch klingende antike Paradox geht davon aus, dass die Androhung und im Notfall der Beginn eines Krieges eine legitime politische Option ist. Das Kriegspräventionsparadox von Walter geht davon aus, dass Krieg keine Lösung ist und daher nicht zur Tat werden darf. Aus diesem Grund muss über ihn geredet werden. In Deutschland sind wir diesem Thema ausgewichen – wohl auch aufgrund der immensen Last zweier Weltkriege, die auf unseren Schultern liegt. Wir erleben jetzt, dass Krieg immer und überall möglich ist und wieder zum Flächenbrand werden kann. Gestern vor 77 Jahren endete der Zweite Weltkrieg. Damit Frieden wird und erhalten bleibt, müssen wir über den Krieg sprechen. Dieses Paradox darf nie verblassen.